

TESSA DARE
Drei sinnliche Nächte

Buch

Die Marquise Lily von Harcliffe weiß genau was sie will, und dazu gehört, den Mann zu heiraten, den sie liebt seit sie denken kann – Julian Bellamy. Doch Julian ist nur der uneheliche Sohn eines Edlen und besteht darauf, dass sie einen Gatten wählt, dessen gesellschaftlicher Stand dem ihren entspricht. Und das, obwohl er sie heimlich liebt. Da wird Lilys Bruder ermordet. Während sie gemeinsam den Täter suchen, wird Lily klar, dass dies die letzte Gelegenheit sein wird, ihren Julian davon zu überzeugen, dass sie allein die Richtige für ihn ist. Aber kann sie die Leidenschaft in ihm wecken, oder wird sie durch ihre Entschlossenheit alles verlieren?

Autorin

Tessa Dare ist halbtags Buchhändlerin und ganztags Mutter. Wenn sie sich nicht um ihre Kinder oder ihre Bücher kümmert, schreibt sie Romane. Als Kind ist sie ständig umgezogen und hat schnell gelernt: Egal wie oft sie den Wohnort wechselt, eine bestimmte Sorte von Freunden bleibt ihr immer: die Helden aus den Romanen, die sie gelesen hat. Aus diesem Grund entschied sie eines Tages, sich selbst ihre eigenen Freunde zu schaffen und Romane zu schreiben. Sie lebt zurzeit mit ihrem Mann, ihren zwei Kindern und ihrem Hund in Kalifornien.

Von Tessa Dare bei Blanvalet lieferbar:

Wirbelsturm der Liebe (37660) · Leidenschaftliche Rache (37661) · Ein verführerischer Tanz (38092) · Zwei sündige Herzen (38093)

Tessa Dare

Drei sinnliche
Nächte

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Beate Darius

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Three Nights with a Scoundrel« bei Ballantine Books, an imprint
of The Random House Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2014
bei Blanvalet Verlag, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2010 by Eve Ortega
This translation is published by arrangement
with Ballantine Books, an imprint of
The Random House Publishing Group,
a division of Random House, Inc.

Copyright © 2014 für die deutsche Ausgabe
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung einer Illustration von © Chris Coccozza

Redaktion: Regine Kirtschig

LH · Herstellung: cb

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38094-7

www.blanvalet.de

Julian stemmte sich auf einen Ellbogen und zwang sich, seinen glasig unsteten Blick zu schärfen. »Lily? Sind Sie das wirklich?«

Das aparte Oval ihres Gesichts gewann an Kontur. Dunkle Augen, eine schmale, gerade Nase. Der rosige Schwung ihres Mundes. »Aber gewiss bin ich das.«

Heiliger Herrgott. Er war nicht im Himmel; er war der Verdammnis anheimgefallen. Er lag in einem Bett, vermutlich in einem Bett irgendwo in Harcliffe House. Lady Lily Chatwick saß am Bettrand, entschieden zu nah bei ihm. Lediglich eine Armeslänge entfernt. Er wusste, dies konnte kein Traum sein, denn er träumte nie von Lily. Er hatte versucht, von ihr zu träumen, wann immer diese tiefe Sehnsucht von ihm Besitz ergriff. Es war ihm nie gelungen. Nicht einmal im Schlaf vermochte er sich ein Trugbild vorzugaukeln, sich selbst zu täuschen. Er war sich ständig gewärtig, dass er, Julian, diese Frau nicht verdiente.

Verdammt. Sein Verstand raste ob der Anstrengung, sich auf die Geschehnisse der vorangegangenen Nacht zu besinnen. Was zum Teufel hatte er getan? Was hatte er *sie* genötigt zu tun?

»Lily.« Seine Zunge fühlte sich schwer und pelzig wie rauer Filz an. Das Schlucken bereitete ihm Mühe. »Sagen Sie mir, dass dies nicht Ihr Gemach ist.«

Ihre Lippen hoben sich zu einem feinen Lächeln. »Es ist nicht mein Gemach.«

Er ließ den Atem entweichen, den er erschrocken angehalten hatte. Kaum dass er einen flüchtigen Blick auf das Interieur warf, erkannte er, dass das Schlafzimmer in maskulinen Farben gehalten war. Gedeckte Grün- und Blautöne.

Ein Gedanke, weit unerträglicher als der erste, traf ihn wie ein Blitzstrahl. Er setzte sich noch weiter auf. »Lily. Sagen Sie mir, dass das hier nicht sein Gemach ist.«

Ihr Lächeln schwand, und Traurigkeit glättete die Lachfältchen in ihren Augenwinkeln. »Nein. Es ist nicht Leos Gemach.«

Elyssa, diesen Gentleman habe ich für dich erfunden. Danke, dass du von Anfang an sein Fan warst.

So viele Menschen haben mir den Rücken freigehalten, als ich diese Trilogie schrieb. Mein wundervoller Mann, die Kinder und die ganze Familie sind mir eine große Unterstützung gewesen – ich kann ihnen gar nicht genug danken. Im Besonderen profitierte dieses Manuskript von den Ideen und Anregungen, die Courtney Milan, Amy Baldwin, Elyssa Papa, Jennifer Haymore, Janga Brannon, Sara Lindsey, Terri Osburn, Diana Chung, Lindsey Faber und Manda Collins beigesteuert haben. Danke, Maili, dass du geduldig meine zahllosen Fragen beantwortet hast, und sei bitte nachsichtig mit mir, wenn sich trotz deiner großzügigen Hilfe noch Fehler eingeschlichen haben. Danke auch an Kim Castillo und Frauke Spanuth für ihre Erfahrung und ihr Hintergrundwissen.

Ich bin meinem Team bei Random House unendlich dankbar, ganz besonders meiner Lektorin Kate Collins und ihrer Assistentin Kelli Fillingim, meiner Verlegerin Alison Masiovecchio, meiner Redakteurin Martha Trachtenberg und Lynn An-

dreozzi für das fantastische Buchcover. Nicht zuletzt geht mein großer Dank an meine fabelhafte Agentin Helen Breitwieser, die mir stets mit Rat und Tat zur Seite steht.

1

London, Oktober 1817

Ein unsanftes Rütteln an ihrem Arm riss Lily aus dem Schlaf. Vor ihrem Gesicht tanzte ein glühender Lichtball.

Sie stöhnte auf, und das Licht verlor sich. Widerstrebend öffnete sie die Lider. Unter heftigem Blinzeln bemühte sie sich, den Träger der Fackel auszumachen. Es war die Haushälterin, Mrs. Holling.

Gütiger Gott. Sie schrak in ihrem Bett hoch. Etwas Entsetzliches musste geschehen sein. Die Dienerschaft würde sie gewiss nicht wachrütteln, wenn es sich nicht um eine Angelegenheit von äußerster Dringlichkeit handelte.

Sie presste eine Hand an ihre Kehle. »Was ist passiert? Was wollen Sie von mir?«

Fahlgelber Lampenschein erhellte ein reumütiges Gesicht. »Mylady. Ihre werthe Anwesenheit ist unten dringend vonnöten. Unverzüglich. Bitte vielmals um Vergebung.«

Mit einem zustimmenden Nicken glitt Lily aus dem Bett. Sie schob ihre Zehen in nachtkühle Slipper und ließ bereitwillig zu, dass die Bedienstete ihr in einen lavendelblauen Seidenumhang half.

Ihre Beklommenheit verstärkte sich mit jeder Stufe, die sie hinunterschritt. Sie war ihr allzu vertraut.

Nicht einmal fünf Monate waren verstrichen, seit sie in jener schicksalsschweren Nacht nach unten gebeten worden war. Niemand musste sie damals aufwecken; von einer quälenden Vorahnung gepeinigt, hatte sie ohnehin kein Auge zugetan. Ihre Ängste hatten sich bewahrheitet, als sie das Portal öffnete und die Gentlemen sah, die ihrer dort auf der Schwelle harrten – drei Männer, die nichts gemein hatten außer ihrer Mitgliedschaft im Stud Club, einer exklusiven Gesellschaft zum Zwecke der Pferdezucht, die Lilys Bruder Leo gegründet hatte. Es waren dies der die Öffentlichkeit scheuende Duke of Morland, der von Schlachten gezeichnete Kriegsheld Rhys St. Maur und Julian Bellamy, ein in den Londoner Adelszirkeln umschwärmter Beau und Leos engster Freund.

Ein Blick in ihre grabesernsten Mienen in jener Nacht war ausreichend, es hatte keiner weiteren Worte bedurft. Lily wusste sogleich, welch tragische Botschaft die Gentlemen zu ihr geführt hatte.

Leo war tot.

Im Alter von achtundzwanzig Jahren hatte ihr Zwillingsbruder sein Leben gelassen. Leo Chatwick, der Marquis von Harcliffe. Jung, von anziehendem Äußeren, wohlhabend, weiterhin geschätzt und geachtet, war er in einer der dunklen Gassen Whitechapels zu Tode geprügelt worden, er war das Opfer von Straßenräubern geworden.

Als sie das letzte Mal zu nachtschlafender Stunde diese Stufen hinabgeschritten war, war ihr Leben entzweigebrochen.

Lily zitterten die Knie, als sie den Fuß der Treppe erreichte. Sie umklammerte Halt suchend das Geländer und holte zitternd Luft, als ein Diener sie in Richtung Tür winkte.

Mrs. Holling hielt ihr die Fackel über die Schwelle. Lily, die

ihren sämtlichen Mut zusammenraffte, trat zur Tür und spähte hinaus.

Da draußen auf der Eingangstreppe niemand stand, fiel ihr Blick geradewegs auf den Park, an den das Haus grenzte. Das frühe Licht der Morgendämmerung tastete sich bereits zinngrau über akkurat gestutzte Hecken, die gepflegte Wege säumten. Die Straßen lagen noch recht verlassen, vereinzelt bemerkte sie jedoch Bedienstete auf ihrem Weg zum Markt.

Das beharrliche Gestikulieren der Haushälterin lenkte ihr Augenmerk zum Fuß der Treppe. Dort unten, auf dem Pflaster, stand der Schubkarren eines Straßenhändlers. Auf dem hölzernen Karren lagen Karotten, weiße Rüben, Markkürbisse ... und die reglose Gestalt eines Mannes.

Sie umklammerte den Türknauf. Oh nein.

Es war Julian Bellamy.

Lily erkannte das rote Jackett wieder, noch ehe sie sein Gesicht sah. Sie presste eine flache Hand auf ihren Mund, um einen Aufschrei des Entsetzens zu dämpfen.

Eines hatte sie getröstet, als sie um Leo getrauert hatte: die Gewissheit, dass sie einen derart schmerzvollen Verlust niemals wieder ertragen müsste. Leo war ihr Zwillingsbruder, von Geburt an ihr bester Freund und seit dem Ableben ihrer Eltern der nächste Angehörige, der ihr geblieben war. Sie würde keinen anderen so innig lieben, wie sie ihn geliebt hatte. Nachdem Leo diese Welt verlassen hatte, konnte der Schmerz ihr nimmermehr etwas anhaben.

Das hatte sie zumindest geglaubt.

Derweil sie Julians reglose Gestalt mit schreckgeweitetem Blick abtastete, schien es schwerlich fassbar, dass sie jemals solche Verzweiflung empfunden hatte. Sie spürte, wie vor Schreck

hässliche, krächzende Laute aus ihrer Kehle drängten. Indes war sie außerstande, sich zu beruhigen. Gleich nach Leos Tod war Julian da gewesen und hatte ihr zur Seite gestanden. Er mochte ein draufgängerischer Lebemann sein, ihrem Bruder und auch ihr war er stets ein verlässlicher Freund gewesen. Schon seit etlichen Jahren hatten sie ihn als ein Mitglied ihrer Familie betrachtet. Wenn Julian sie verließ ...

Dann wäre sie wahrhaftig allein.

Zum zweiten Mal an jenem Morgen rüttelte Mrs. Holling an ihrem Arm. Lily lenkte ihren Blick auf die Haushälterin.

»Er lebt«, bekundete die ältere Frau. »Er atmet noch.«

Tränen der Erleichterung drohten, Lily gänzlich ihrer Contenance zu berauben. »Bringt ihn ins Haus.«

Die Diener beeilten sich zu gehorchen, sie hoben den erschlafften Körper von dem Schubkarren und trugen ihn die Stufen hinauf.

»In die Küche.«

Einer nach dem anderen eilten sie durch den engen Flur, der in den rückwärtigen Teil des Hauses führte. Mrs. Holling lief mit ihrer Fackel voraus, dann kamen die Diener, die Julian trugen. Lily folgte ihnen als Letzte, derweil sie das kurze Treppenstück zur Küche nahmen.

Trotz der frühen Stunde war das Küchengesinde bereits emsig bei der Arbeit. Ein knisterndes Feuer wärmte den Raum, und der Duft von Hefengebäck erfüllte die Luft. Ein Küchenmädchen riss ihre bemehlten Hände aus einem Klumpen Teig und wich erschrocken zurück, um Platz für die Diener zu machen, die an ihr vorbeidrängten.

Sie legten Julian neben den Herd und betteten seinen Kopf auf einen Sack Mehl.

»Schickt nach dem Doktor«, rief Lily. Als keiner von den Umstehenden Anstalten machte, ihrer Anweisung Folge zu leisten, wiederholte sie den Befehl so laut, wie es ihre Lunge zuließ. »Der Doktor. Unverzüglich.«

Mit einer hastigen Verbeugung stob einer der Bediensteten aus der Küche.

Lily kniete sich an Julians Seite. Gütiger Himmel, er sah scheußlich aus. Sein Gesicht starrte vor Schmutz, und der Gestank der Gosse klebte an seinen Kleidern. Sie legte ihm eine Hand auf die Stirn, die sich unter ihrer Berührung feucht und kühl anfühlte. Vielleicht litt er unter Atemnot. Ihre Finger flogen zu seiner Krawatte, zerrten daran, um seinen Hals von dem steif gestärkten Leinenkragen zu befreien. Frischer Bartansatz kitzelte rau ihre Finger. Sie brachte ihre Wange an sein Gesicht und war froh, als warmer Atemhauch ihre Haut streifte.

Unversehens krümmte er sich, als müsste er husten.

Sie gab ihr Gerangel mit seiner Krawatte auf und lehnte sich zurück, heftete den Blick auf Julian, nicht willens, auch nur ein einziges Wort aus dessen Munde zu versäumen.

Seine Augäpfel zuckten in dem Versuch, sich zu fokussieren, derweil sein Blick über ihre Gestalt streifte. »Hallo, Lily.«

Erleichterung erfüllte sie. »Julian. Sind Sie wohlauf?«

Er blinzelte mehrere Male in rascher Folge. Dann erschlafften seine Lider. Schließlich sagte er: »Violett war stets Ihre Farbe.«

Er sackte mit geschlossenen Augen auf den Küchenboden.

War er betrunken? Sie lehnte sich vor, schnupperte behutsam an seinem entblößten Hals. Kein Alkohol. Auch fand sich dort nicht jener Gestank nach Unrat. Lediglich das schwache Aroma von Stärke und Seife, vermischt mit dem metallischen, stechenden Geruch von ...

Oh Gott.

Sie packte seinen Arm und schüttelte ihn heftig. »Julian. Julian, wachen Sie auf.«

Als er nicht reagierte, zog sie ihre zitternde Hand fort und nahm sie in Augenschein. Genau wie sie befürchtet hatte, klebte an ihren Fingern Blut.

Er, Julian Bellamy, war irgendwann im Laufe der Nacht verstorben.

Das konnte die einzige Erklärung sein. Er war verschieden, und es hatte sich eine Art göttliches Missgeschick ereignet. Denn heute Morgen war er im Himmel aufgewacht. Die schiere Reinheit blendete seine Sinne.

Alles erstrahlte in hellem Licht. Duftend. Anheimelnd. Reinlich frisch.

Die Eigenschaften des Paradieses, wie er es sich als Junge vorgestellt hätte. Das Gegenteil von allem, was er von seiner Geburt bis zum Alter von neun Jahren kennengelernt hatte: Verwahrlosung, Schmutz, Finsternis, Ausgezehrtheit.

Bei dem Gedanken an Letzteres verspürte er ein leichtes Hungergefühl.

Eigentümlich.

Seine nackten Arme streiften Laken aus knisterndem Leinen und weichem Seidenstepp, als er sich streckte, schläfrig darüber sinnierend, ob die Toten Appetit verspürten. Und wenn dem so war, welches Met-und-Manna-Bankett harrte hier seiner?

»Endlich. Sie kommen zu sich.« Eine weibliche Stimme. Schmeichelnd und warm wie flüssiger Honig. Eine vertraute Stimme.

Sein Pulsschlag geriet ins Stocken.

Sein Pulsschlag? Hölle und Verdammnis. Zum Henker mit dem Appetit. Tote Männer hatten ganz gewiss keinen Pulsschlag.

Julian stemmte sich auf einen Ellbogen und zwang sich, seinen glasig unsteten Blick zu schärfen. »Lily? Sind Sie das wirklich?«

Das aparte Oval ihres Gesichts gewann an Kontur. Dunkle Augen, eine schmale, gerade Nase. Der rosige Schwung ihres Mundes. »Aber gewiss bin ich das.«

Heiliger Herrgott. Er war nicht im Himmel; er war der Verdammnis anheimgefallen. Er lag in einem Bett, vermutlich in einem Bett irgendwo in Harcliffe House. Lady Lily Chatwick saß am Bettrand, entschieden zu nah bei ihm. Lediglich eine Armeslänge entfernt. Er wusste, dies konnte kein Traum sein, denn er träumte nie von Lily. Er hatte versucht, von ihr zu träumen, wann immer diese tiefe Sehnsucht von ihm Besitz ergriff. Es war ihm nie gelungen. Nicht einmal im Schlaf vermochte er sich ein Trugbild vorzugaukeln, sich selbst zu täuschen. Er war sich ständig gewärtig, dass er, Julian, diese Frau nicht verdiente.

Verdammt. Sein Verstand raste ob der Anstrengung, sich auf die Geschehnisse der vorangegangenen Nacht zu besinnen. Was zum Teufel hatte er getan? Was hatte er *sie* genötigt zu tun?

»Lily.« Seine Zunge fühlte sich schwer und pelzig wie rauer Filz an. Das Schlucken bereitete ihm Mühe. »Sagen Sie mir, dass dies nicht Ihr Gemach ist.«

Ihre Lippen hoben sich zu einem feinen Lächeln. »Es ist nicht mein Gemach.«

Er ließ den Atem entweichen, den er erschrocken angehalten hatte. Kaum dass er einen flüchtigen Blick auf das Interieur

warf, erkannte er, dass das Schlafzimmer in maskulinen Farben gehalten war. Gedeckte Grün- und Blautöne.

Ein Gedanke, weit unerträglicher als der erste, traf ihn wie ein Blitzstrahl. Er setzte sich noch weiter auf. »Lily. Sagen Sie mir, dass das hier nicht sein Gemach ist.«

Ihr Lächeln schwand, und Traurigkeit glättete die Lachfältchen in ihren Augenwinkeln. »Nein. Es ist nicht Leos Gemach.«

Mit einem leise gemurmelten *Gott sei Dank* sank er abermals gegen die Kissen. Es war eine Sache, das Andenken an seinen verstorbenen Freund zu verunglimpfen. Eine gänzlich andere Sache war es indessen, es in dem früheren Bett des verstorbenen Freundes zu tun.

»Es ist eines der Gästezimmer. Wie geht es Ihrem Arm?«, fragte sie.

Gleichsam als Antwort durchfuhr besagte Extremität ein heftiges Zucken. Die Woge des Schmerzes förderte Erinnerungen zutage. Das stickige Lagerhaus. Die in Panik geratene Menschenmenge. Der ausgebrochene Bulle, der ihn gegen das Geländer quetschte.

Mit seiner rechten Hand berührte er den festen Verband, der um seinen Bizeps gewickelt war.

»Ein Doktor ist hier gewesen und bereits wieder fort. Er schien guten Mutes, dass Sie überleben werden.«

»Zum Henker.« Er presste sich die Fäuste auf die Augen. »Wie um alles in der Welt bin ich hierhergekommen?«

Sie schmalzte mit der Zunge. »Warum regen Sie sich so auf? Ich war der Überzeugung, dass es nicht ungewöhnlich für Sie ist, nackt in einem fremden Bett aufzuwachen.«

Nackt? Hatte sie eben wirklich nackt gesagt?

Julian hob die Bettdecke und spähte an sich hinunter. Dem Allmächtigen sei Dank. Obschon er bis zur Taille entkleidet war, zwinkerten ihm die Zinnknöpfe seines Hosenlatzes zu. Und sie lagen flach und brav in einer ordentlichen Reihe. Im Moment jedenfalls. Wenn sie weiterhin über ihn gebeugt blieb, würden sie das nicht mehr lange tun.

»Spitzzüngiges Biest.« Als sie noch ausgelassener über ihren eigenen Scherz lachte, ließ er das Laken sinken und schalt sie: »Sie sind eine unerträgliche Plage.«

»Und Sie sind ein unbelehrbarer Narr.«

Als er sich auf seine unversehrte Seite drehte, legte sie ihm eine Hand auf die entblößte Schulter. Ihre Berührung brannte auf seiner Haut wie ein glühendes Feuer.

»Lily ...«

»Nein, damit ist mir ernst. Sie wissen, dass ich solche Begriffe für gewöhnlich nicht verwende.«

Sie verwendete solche Begriffe wahrlich nicht, nie und nimmer. Oh, sie dachte sie des Öfteren, dessen war er sich gewiss. Indessen sagte sie dergleichen nie offen heraus. Der Schurke in Julian war ungehörigerweise erfreut, dass er sie dazu provoziert hatte, ihre Gedanken auszusprechen. Lily hegte viele Gedanken, die es wert waren, geteilt zu werden, jedoch behielt sie sie meistens für sich.

Sie reichte ihm ein Glas Gerstenlimonade, und er nahm es dankbar.

»Sie machen sich selber zum Narren, Julian, und das nicht nur heute Morgen.« Ihre Augen verengten sich zu ärgerlichen Schlitzen. »Da wir jedoch schon einmal beim Thema sind, lassen Sie uns mit dem heutigen Morgen beginnen.«

»Ist das vonnöten?« Die Laken eng an seine Brust zerrend –

mit Rücksichtnahme auf ihr Schamempfinden, nicht auf seines –, setzte Julian sich im Bett auf. Er hob das Glas an seine Lippen und leerte den Trunk in durstigen Zügen.

Derweil fuhr Lily unbeirrt fort.

»Ja. Haben Sie eine Vorstellung davon, was für einen Schrecken Sie mir eingejagt haben? Ein Gemüsehändler fand Sie in der heraufziehenden Dämmerung auf der Straße. Im Rinnstein liegend, blutend.«

Ah ja. Das Blut. Das war es, was ihn umgetrieben hatte. Die zerborstenen Splitter seines Erinnerungsvermögens begannen, sich gemächlich zusammenzufügen.

»Glücklicherweise erkannte die Köchin Sie, als der Straßenhändler Sie inmitten von Rüben und Sellerieknollen gepfercht in seinem Karren herbrachte.« Sie erhob die Stimme. »Wahrhaftig, Julian. Vermögen Sie sich das vorzustellen?«

Wahrlich, das vermochte er durchaus. Er hatte eine vage Erinnerung an Sellerieknollen. Bilder der Nacht fluteten abermals sein Bewusstsein, wie in einem heißen, verschwitzten Rausch. Er stellte das Glas beiseite und massierte sich einen scharfen Schmerz in seinen Schläfen fort. »Ich vermag es zu erklären.«

»Bitte, tun Sie das.«

»In Southwark fand ein Boxkampf statt.«

Sie schüttelte ungehalten den Kopf. »Verschonen Sie mich mit einem weiteren Boxkampf. Das ist wohl alles, was Sie in diesen letzten verstrichenen Monaten zu interessieren scheint.«

»Ich besuche derartige Veranstaltungen nicht, weil ich ein Faible für diesen Sport habe.«

Julian hatte die allgemein übliche Faszination für Faustkämpfe nie geteilt. Er hatte in seinem Leben zu viel wirkliche Gefahr geschmeckt, um Begeisterung für gekünstelte Nachahmungen

zu empfinden. Aber er wünschte bei Gott, er könnte diesem blutigen Sport etwas abgewinnen. Denn dann wäre ein guter Freund noch am Leben. Monate zuvor hatte Julian auf Leos Vorschlag hin eingewilligt, einen Boxkampf zu besuchen. In letzter Minute hatte er sich entschuldigt, da er es vorzog, den Abend stattdessen in der Umarmung einer Frau zu verbringen.

Eine Entscheidung, die er im Nachhinein bitter bereute. Und das nicht nur, weil Carnelia im Bett völlig uninspiriert war.

Leo hatte die Veranstaltung ohne ihn besucht. Danach war er überfallen und in einer der dunklen Gassen von Whitechapel erschlagen worden – auf offener Straße gemeuchelt von zwei Straßenräubern. Das zufällige Opfer eines Diebstahls, das dachten die meisten.

Julian wusste es besser. Jener Überfall hatte ihm gegolten. In den vergangenen Monaten hatte er jeden Boxkampf, Hahnenkampf, Hundekampf, jede Bärenhatz besucht, die innerhalb einer Tagesreise von London stattfand. Wenn der Geruch von Blut in der Luft hing, folgte er ihm – einerlei, wie sich ihm bei dem Spektakel der Magen umdrehte. Er konnte nicht ruhen, bis er mit Leos Mördern abgerechnet hatte, ansonsten lief er Gefahr, ihnen gleichermaßen zum Opfer zu fallen.

»Glauben Sie wirklich, dass Sie der Besuch derartiger Veranstaltungen zu ihnen führen wird?«, fragte sie. »Sie haben kaum mehr als eine vage Beschreibung von den Männern. Sie könnten auf der Straße neben Ihnen stehen, und Sie würden Sie nicht erkennen.«

»Sie verstehen das nicht.« Obschon er eine bessere Beschreibung von den Männern hatte, als Lily vermutete, war selbige allenfalls vage. Er wusste sehr wohl, wie aussichtslos die Suche war. Aber das spielte keine Rolle. Aufgeben war undenkbar.

»Nein, zugegebenermaßen verstehe ich das nicht. Ich verstehe ungemein viele Dinge nicht, die Sie in letzter Zeit tun. Zum Beispiel den Umstand, wie Sie von einem Boxkampf in Southwark in den Gemüsekarren eines Straßenhändlers in Mayfair gelangt sind.«

»Nach der Boxveranstaltung fand eine Bullenhetze statt. Der Bulle riss sich von seinem Strick los, und die Menge geriet in Panik.« Julian schloss die Augen und kniff sich in die Nasenwurzel, seine Gedanken bestürmt von den Erinnerungen an den Lärm. Das Gebrüll der Männer, wildes Hundegekläff, der donnernde Widerhall der Schritte, als alle auf einmal zu den Ausgängen stürzten.

Er hob beide Hände – eine zur Faust geballt, die andere Handfläche flach ausgestreckt. »Der Bulle griff an.« Gleichsam als Unterstreichung des Gesagten hieb er seine Faust in den flachen Handteller. »Ich war im Weg.«

»Ich nehme nicht an, dass Sie etwas so Edelmütiges taten, als da wäre, sich vor die Bestie zu werfen, um einen gebrechlichen alten Mann zu retten.« Sie brachte eine Hand unter sein Kinn und drehte Julians Gesicht ins Licht, um seine Wange zu untersuchen. Ihr Finger zeichnete eine geschlängelte Linie zu seinem Mund – er musste dort einen Kratzer haben, mutmaßte er. Er befeuchtete seine aufgeplatzten Lippen.

Ihre Hand glitt zu der Bandage, die seinen Arm umschloss. Sie strich mit ihren Fingern über den Verband und steckte ein loses Mullende unter den fest gewickelten Stoff.

Die Intimität ihrer Berührung war erregend. Zu erregend.

Kopfschüttelnd schob er ihre Hand fort. »Nein, von Edelmut kann nicht die Rede sein. Es war schlicht und ergreifend unbesonnen von mir, Rot zu tragen.«

»Julian.« Ihre dunklen Augen glommen vor Zuneigung, als sie seine Finger drückte. »Sie müssen damit aufhören, sich selber zur Zielscheibe zu machen.«

»Ich erlitt eine leichte Quetschung, weiter nichts. Keine nennenswerte Verletzung, einmal abgesehen von dem Schmerz in meinem Arm. Ich beschloss, zu Fuß nach Hause zu laufen, um mich davon abzulenken.«

»Zu Fuß nach Hause laufen? Von Southwark?«

Er zuckte mit seiner unversehrten Schulter und löste seine Hand aus ihrem zarten Griff. »Es ist gar nicht so weit.« Nicht für ihn. In letzter Zeit verbrachte er die meisten Nächte damit, dass er sämtliche Stadtteile Londons durchstreifte.

Letzte Nacht hatte er den Rückweg bereits bis zu dem Park bewältigt, an dem Harcliffe House gelegen war. Jenes Anwesen war stets der letzte Halt auf seinen nächtlichen Runden. Er hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, an der Ecke zu verharren, die zur Straße führte. Wenn er sich mit einem Fuß auf den Gehsteig und dem anderen auf das Grün stellte, dann seinen Hals reckte ... erhaschte er trefflich den Blick auf das vierte Fenster von rechts im ersten Geschoss. Dasjenige, von dem er wusste, dass es zu Lilys Schlafgemach gehörte. Wenn das Fenster dunkel war, schlief sie und hatte ihre innere Ruhe gefunden. Dann wurde ihm leichter ums Herz. In den Nächten, in denen er dort oben Licht brennen sah, sehnte er sich danach, ihren Kummer zu trösten. Dann harrte er unten auf dem Pflaster aus, teilte heimlich Lilys Trauer, bis das Licht erlosch oder die Sonne aufging – je nachdem, was als Erstes geschah.

In den Wochen nach Leos gewaltsamem Tod hatte er festgestellt, dass hinter jenem Fenster beinahe jede Nacht das Licht brannte. Als die Monate verstrichen, waren ihre schlaflosen

Nächte dann allmählich weniger geworden. Letzte Nacht war es ihm ein Trost gewesen, das fragliche Fenster dunkel zu sehen. Doch gerade als Julian sich umgedreht hatte, um den Weg zu seinem eigenen Stadtpalais fortzusetzen, verwandelte sich das schwache Pochen in seinem Arm in einen unerträglichen, bohrenden Schmerz.

Er fuhr fort: »Ich kam in der Nähe vorbei. Ich blieb unter der Straßenlaterne stehen, um einen Blick auf meinen Arm zu werfen. Lediglich eine Fleischwunde, die mir zuvor nicht aufgefallen war. Irgendetwas steckte in der Wunde ... ein Glassplitter, denke ich.« Wie zum Beweis berührte er seinen verbundenen Arm. »Ich packte ihn und zog ihn heraus, worauf die Wunde stark zu bluten begann. Damit hatte ich nicht gerechnet, und ich ...«

»Und Sie wurden ohnmächtig.«

»Ohnmächtig? Aber nein.«

»Sie fielen in Ohnmacht.«

»Nein«, wiederholte er stoisch, dabei klemmte er die Hand unter seine Achsel. »Wahrhaftig nicht. Ich wurde nicht ohnmächtig, Lily. Männer fallen nicht in Ohnmacht.«

»Sie brachen bewusstlos auf dem Gehweg zusammen, wo der Straßenhändler Sie auffand. Das klingt mir ganz nach einer Ohnmacht. Was könnte es denn sonst gewesen sein?«

»Das entzieht sich meiner Kenntnis. Irgendein Anfall. Apoplexie. Malaria.« Auf jeden Fall etwas Mannhafteres als eine Ohnmacht.

Sie verdrehte die Augen in Richtung Zimmerdecke. »Sie hatten keinen Schlaganfall, und Sie leiden auch nicht an Malaria. Einmal abgesehen von Ihrer Armverletzung und dem einen oder anderen Kratzer konnte der Doktor nichts Gravierendes feststellen. Physisch fehlt Ihnen nichts. Sie sind schlicht und er-

greifend erschöpft. Wann haben Sie das letzte Mal eine Nacht durchgeschlafen?»

»Ich vermag mich offen gestanden nicht zu entsinnen.«

»Hm. Und wann haben Sie das letzte Mal ein anständiges Mahl zu sich genommen?»

»Ah, daran erinnere ich mich. Ich hatte ein sehr delikates Steak im Stoa's Head.«

»Gestern?»

Er zögerte, während er sich mit einer Hand durch sein Haar fuhr. »Nein, wenn Sie mich so direkt danach fragen.«

Eine dunkle Augenbraue hob sich ungläubig. »Sie wurden ohnmächtig, Julian.«

»Na und? Was verlangen Sie von mir, das ich künftig tun soll? Ein Essigfläschchen mit mir herumtragen?« Er kicherte leise vor sich hin. Wahrhaftig, das wäre ein trefflicher Spaß. Innerhalb einer Woche würde jeder junge Geck in London ein solches Riechfläschchen mit sich führen. Wie Beau Brummell vor ihm war Julian ein stilbewusster Vordenker seiner Zeit. Seine Kleidung, seine Frisur, selbst seine Umgangsformen wurden akribisch von den leicht zu beeindruckenden jungen Gentlemen aus den gesellschaftlichen Eliten kopiert. Ebendies war von Anfang an sein Ansinnen gewesen.

»Seien Sie nicht töricht. Ich möchte, dass Sie besser auf sich achtgeben, mehr verlange ich nicht. Schlafen. Essen. Dass Sie Schauplätze von Gewalt und Gefahr für Leib und Leben meiden. Ist das wahrhaftig so schwierig?»

»Fürwahr. Es ist mir unmöglich.«

Sie zuckte zusammen, getroffen von der Härte seiner Antwort. Er bereute seine Heftigkeit, jedoch nicht seine Geisteshaltung.

Mit ruhiger und gefasster Stimme erwiderte sie: »Ich möchte Sie in Sicherheit wissen. Ich mache mir Sorgen um Sie. Was ist daran so unmöglich?«

Alles.

Er zerrte das Laken um seinen Körper, tastete mit Blicken den Raum nach seinen Kleidern ab. Es drängte ihn, aus diesem Bett zu verschwinden, aus diesem Haus ... bevor diese Unterhaltung unliebsame Wege einschlug. Er setzte einen Fuß zu Boden und verlagerte sein Gewicht darauf.

Ein Schwindelanfall überwältigte ihn. Der Raum drehte sich, und Julian fand sich schnurstracks auf die Matratze zurückbefördert.

»Malaria«, murmelte er. Seine Arme, die neben seinen Körper sanken, fühlten sich hölzern an.

»Nein, mitnichten. Dieses Mal ist es auch keine Ohnmacht. Der Doktor hat ein Schlafpulver dagelassen, davon habe ich ein wenig in Ihren Gerstentrunk gemischt.«

Sie drückte ihn auf das Bett zurück, breitete die Decke über ihn. Ihre Hände ... sie waren überall. Als sie sich vorbeugte, um die Kissen unter seinem Kopf zurechtzurücken, nahm er einen betörenden Atemzug ihrer süßen Wärme. Der Schwung ihrer Brüste streifte seinen versehrten Arm. Weich. Allmächtiger, himmlisch weich. Sein Herz vollführte einen heftigen Satz. Nun, das war gefährlich.

Er murmelte: »Ich dachte, Ihnen sei daran gelegen, dass ich Gefahren meide.«

»Das ist mein Ansinnen. Deswegen werden Sie jetzt schlafen. Wenn Sie aufwachen, werden Sie eine kräftigende Mahlzeit zu sich nehmen. Und dann werden wir reden.«

Ihre Worte schienen in Watte gehüllt. Er brauchte eine Weile,

um ihre Bedeutung zu entschlüsseln. »Wie viel von dem Schlafpulver haben Sie mir eigentlich gegeben?«

»Zwei Dosen und eine zusätzliche Prise, damit es gut wirkt. Sie sind ein stattlicher Mann, Julian Bellamy.«

»Ah, Lily. Das haben Sie also bemerkt.« Die tändelnde Bemerkung rutschte ihm unbedacht heraus. Gütiger Gott. Er war sterbensmüde, trunken vor Schlaf. Er war nicht mehr Herr seiner Worte.

»Überdies sind Sie ein Narr.«

»Sie kennen mich so gut.«

»Tue ich das?« Sie legte eine Hand auf seine Wange. »Bisweilen wundere ich mich. Zuweilen denke ich, ich kenne Sie überhaupt nicht.«

»Sagen Sie das nicht.«

Ihre dunklen Augen suchten seine. Bezaubernd schön, diese Augen. Er wollte stundenlang darin versinken – auf immer und ewig –, aber irgendein teuflischer Kobold hatte seine Lider mit Eisengewichten versehen. Er vermochte sie nicht länger offen zu halten.

»Schlafen Sie jetzt.« Ihre weich konturierte Silhouette wich zurück.

»Nein, warten Sie. Gehen Sie nicht. Es tut mir leid.«

Ein Nadelstich der Erleuchtung bohrte sich in seine schlaftrunkene Benommenheit. Er richtete sich mühsam auf einem Ellbogen auf. Mit seiner anderen Hand griff er nach ihr, schlang sie um ihren schlanken Nacken. Er wob seine Finger in die seidige Fülle ihrer Haare, hielt sie fest. Sodass ihr keine Wahl blieb, als ihn anzuschauen. Er musste dies sagen. Nichts auf der Welt hatte mehr Gewicht, als diese Worte zu sagen, jetzt und hier. Denn er musste Gewissheit gewinnen, dass sie ihn verstand.

Er verstärkte seinen Griff in ihrem Haar, worauf ihr ein kleines Seufzen entschlüpfte. Er wartete, bis sich ihr Blick auf seine Lippen senkte. Da. Nun wusste er, dass sie ihm zuhörte.

»Es tut mir so leid, Lily. So unendlich leid, und ich wünschte bei Gott ... Ich trage die Schuld daran, wissen Sie. An Leos Tod. Ich bin der Alleinschuldige. Und ich bin festen Willens, die Sache wieder ins Lot zu bringen. Ach, was rede ich! Nein, das kann man gewiss nicht in Ordnung bringen. Aber eine Klärung herbeiführen. Ich schwöre Ihnen, ich werde ...«

Verflucht, er stammelte herum, als wäre er nicht mehr Herr seiner Sinne. Ihre hochgezogenen Brauen vermittelten ihm, dass sie seinen Ausführungen längst nicht mehr zu folgen vermochte.

»Bitte«, sagte sie sacht. »Sie dürfen sich nicht so anstrengen.«

»Es tut mir leid«, wiederholte er, seine Stimme verlor sich in einem rauen Flüstern. Er hob erneut an, seine Lippen dazu zwingend, die Worte exakt zu formen, selbst wenn kein Ton herauskam. »Sie sollten darum wissen, dass ich alles für Sie tun würde. Für Sie. Sie und ich ... ich wünsche mir ...«

»Schscht.« Mit ihrem Daumen klopfte sie begütigend auf seine Wange. »Ruhen Sie sich aus, Julian.«

Julian. Der Name echote durch die Windungen seines Gehirns, bis er ihn kaum noch als den seinigen erkannte. Vielleicht, weil er es nicht war.

»Sie sollten schlafen«, redete sie ihm zu.

Sein Kinn straffte sich, um beifällig zu nicken. Er sollte schlafen. Fürwahr.

Nein. Seine Lider schnappten auf. Er durfte sie nicht gehen lassen, noch nicht. Wenn seine Worte Lily nicht erreichten, dann musste ihm etwas anderes einfallen. Mit einem letzten Rest von

Willenskraft drückte er sich mit einem Arm hoch, zog sie mit dem anderen inniglich an sich ...

Und küsste sie. Gott sei seiner Seele gnädig, er küsste Lady Lily Chatwick mit allem Nachdruck. Was, unglücklicherweise, im Augenblick nicht eben viel war.

Unter seiner Handfläche wurde ihr Nacken starr vor Schreck. Ihre Lippen waren warm, aber fest. Unnachgiebig. Versiegelt.

Dennoch hielt er sie weiter umschlungen, drückte seinen Mund mit dem Mute der Verzweiflung auf ihren. Seine sämtlichen Verführungskünste – sinnliche Zärtlichkeiten, schmeichelnde Koseworte, sanft gewandter Zungenschlag – hatten ihn schmählich verlassen. Bei allen Heiligen. Das konnte nicht gut ausgehen, nein wahrlich nicht.

Er neigte den Kopf in der Hoffnung, ein anderer Haltungswinkel wäre seinem Vorhaben dienlicher.

Ein Laut des Entsetzens zwängte sich aus ihrer Kehle.

Julian verwünschte sich für sein Tun. Er focht mit dem Wunsch, sich von ihren Lippen zu lösen und Lily stattdessen zu versichern: *Ich küsse weitaus besser, als Sie es vermuten.*

Doch was hätte das für einen Sinn? Er bekäme niemals eine zweite Chance, sich zu beweisen.

Dann, mit einem Mal, geschah es. Genau genommen geschah nichts.

Weil sich in jenem Augenblick keiner von ihnen rührte. Keiner von beiden atmete. Sie existierten schlichtweg ... zusammen. Der Widerstand verebbte. Zwar blieb der Kuss ein dilettantisches Werk der Verzweiflung – aber nur, weil er real war. Der aufrichtigste, wahrhaftigste Moment, den sie je geteilt hatten.

Die schiere Macht jenes Kusses war wie ein Blitzstrahl, der sie auseinanderriss.

Er maß sie mit Blicken, nicht imstande, sich zu artikulieren, während der Raum sich zu einem dunklen Tunnel verengte. Er an dem einen Ende und sie an dem anderen. Der Schlaf tastete mit unstillen Fingern nach ihm, raubte ihm die Ränder seines Gesichtsfeldes, saugte die Kraft aus seinen Gliedern. Sein Griff löste sich von Lilys Nacken. Einzelne Strähnen ihres Haares flossen durch seine Finger. Kühl, schwer und prickelnd wie ein Wasserstrahl.

Ein Ding der Unmöglichkeit, sie festzuhalten.

Er sank auf das Bett zurück und wusste um nichts mehr.

2

Vor nicht allzu langer Zeit hatte Julian in seinem Leben wenig bereut. Doch seit der Nacht, als Leo durch Mörderhand den Tod gefunden hatte, empfand er tiefe Reue.

Als er aufwachte, sah sich Julian mit der unangenehmen Tatsache konfrontiert, dass seine tiefe Reue über Nacht ins Unermessliche gewachsen war.

Aus dem Kokon zerwühlter Laken spähte er zu der Kaminuhr. Sein Kopf hämmerte vor Schmerz, als er versuchte, sich zu konzentrieren. Bereits Mittag. Er hatte schon den halben Tag verloren.

Verträdelst die Hälfte des Tages, marterte ihn sogleich die bohrende Stimme seines Gewissens. Du hast den Verstand verloren. Du hast Lily geküsst, du unbelehrbarer Kretin. Und du hast es nicht einmal gut gemacht.

Gott. Er hatte keine Vorstellung, wie er es anstellen sollte, seinen Fauxpas wiedergutzumachen. Sofern sich das überhaupt in Ordnung bringen ließe. Er musste von hier fort.

Mit Rücksicht auf seinen verletzten Arm erhob er sich behutsam von seiner Schlafstatt und wankte zum Waschkabinett. Nicht willens abzuwarten, bis man ihm ein anständiges Bad einließ, griff er kurzerhand zu Wasserkrug und Seifenstück. Nachdem er sich das Gesicht und den Oberkörper gereinigt hatte, trocknete er sich mit einem kleinen Gästetuch und hielt Aus-

schau nach etwas zum Anziehen. Auf einer Seite des Bettes lag eine Garnitur sauberer Kleidung ausgebreitet. Ein frisches Hemd nebst Krawatte, eine dunkle Hose, ein dunkelblaues Jackett.

Julian erkannte die Kleidungsstücke nicht als seine eigenen. Was bedeutete, dass sie vermutlich Leo gehört hatten.

Er musste ein unbehagliches Schaudern unterdrücken und läutete nach einem Diener. »Ich will meine eigene Kleidung haben«, erklärte er dem Lakaien, der dienstfertig zu ihm geeilt kam.

»Aber Sir, selbige ist verschmutzt. Die Wäscherin hat sie noch nicht ...«

»Das kümmert mich nicht. Holt Sie mir schleunigst her.«

Der livrierte junge Diener verneigte sich. »Ja, gewiss Sir.«

Während er wartete, richtete sich Julians Augenmerk auf ein Tablett mit abgedecktem Essgeschirr, das auf einer niedrigen Anrichte stand. Er hob eine silberne Deckelhaube und fand eine Auswahl an Speisen vor: kalter Braten, Käse, Gürkchen, Brot und Butter, Trauben und Aprikosen. Prompt knurrte ihm der Magen. Sosehr ihm das Eingeständnis auch widerstrebte, aber Lily hatte in dieser Hinsicht recht. Er musste sich entschieden mehr um sein leibliches Wohl kümmern, auch wenn ihm nicht nach Essen zumute war. Brandy und Wut vermochten es lediglich, das Feuer in einem Mann zu schüren.

Er zwang sich, etwas von dem kalten Schinken, einen schmalen Kanten Brot und eine Ecke Hartkäse zu essen. Kaum dass er die Mahlzeit mit einer Tasse Tee hinuntergespült hatte, kehrte der Diener mit seinen Kleidern zurück.

Hemd und Krawatte waren ausgewaschen und in aller Eile geplättet worden. Im linken Ärmel war nach wie vor ein ausgezackter Riss erkennbar, und einige verblasste Blutflecke zeich-

neten das Gewebe. Dennoch fühlte sich das ungestärkte Leinen auf seiner Haut warm und frisch an. Die seidene Front seiner Weste sah fast noch makellos aus.

Sein Überrock indessen war nicht mehr zu retten, obschon jemand einen tapferen Versuch unternommen hatte. Das Jackett war sorgsam auf einen Bügel gehängt und ausgebürstet worden, und, so schätzte er nach kurzem Schnuppern, mit einem leichten Parfüm besprüht. Der Riss im Ärmel fiel dem flüchtigen Beobachter gewiss kaum auf, das Innenfutter jedoch war mit eingetrocknetem Blut verkrustet.

Julian rümpfte die Nase, als seine Arme in die Ärmel glitten. Er müsste den Rock verbrennen, sobald er zu Hause war. Unter jenem Hauch von Eau de Cologne bewahrte das wollene Gewebe den schwachen Gestank von Unrat.

Annähernd so, würden seine Kritiker zweifelsohne behaupten, wie Julian Bellamy selbst.

Unwirsch an seinen Manschetten zerrend, verfluchte er sich für seine Unbesonnenheit. Die Gosse war ihm nicht fremd, indes hatte er sich geschworen, niemals dorthin zurückzukehren. Und hätte er nach seinem Besuch in der Gosse nicht irgendwo anders als ausgerechnet auf der Straße vor Harcliffe House zusammenbrechen können? Was darüber hinaus Lily betraf, die ihn in derartig übler Verfassung zu sehen bekommen hatte ...

Er rieb sich die Schläfen. Höchste Zeit, sich aus dem Staub zu machen.

»Mit Verlaub, Sir.« Swift, der Butler, erschien auf der Schwelle zum Zimmer. »Lady Lily ersucht darum, dass Sie sich unten zu ihr gesellen, sobald Sie sich annähernd«, der grauhaarige Mann bedachte ihn mit einem prüfenden Blick, »wiederhergestellt fühlen.« Er deutete eine Verbeugung an und verschwand.

Wiederhergestellt. Julian sann über das Wort nach. Fühlte er sich annähernd wiederhergestellt? Mit einem vollen Magen und einem verbundenen Arm kam er dieser Bezeichnung recht nahe. Aber sich wiederhergestellt zu fühlen, war eine andere Sache, als sich rehabilitiert zu fühlen. Letzteres blieb ihm wahrscheinlich versagt, so fürchtete er.

Konnte er sich nicht unauffällig aus dem Haus stehlen? Ihr später ein Billetdoux mit entschuldigenden Worten schicken, vielleicht mit einem Blumenarrangement von ungeheurer Größe?

Er seufzte schwer. Nein, das konnte er nicht.

Er nahm gemessenen Schrittes die Stufen ins Parterre, wo er auf der Suche nach Lily den Kopf durch jede geöffnete Tür steckte. Sie weilte nicht im Salon. Weder im Damenzimmer noch im Empfangsraum. Dass sie ihn im Musikzimmer erwartete, erschien ihm zwar unwahrscheinlich, gleichwohl durchquerte er den Flur und warf einen Blick in den Raum.

Keine Lily.

Leos Bibliothek schloss sich als Nächstes an. Er schlich daran vorbei, nicht vermutend, sie dort vorzufinden. Als er im Innern das Aufblitzen von Musselin wahrte, blieb er ruckartig stehen, stolperte gegen den Türsturz und stieß sich seinen verletzten Arm.

»Verflucht. Verdammter Idiot. Zum Henker.«

Auf den Schwall von Flüchen, dem er lautstark freien Lauf gewährt hatte, kam keine Antwort aus dem ruhigen Raum.

Lily saß am Schreibtisch, sie hielt einen Federhalter in der Hand, ihr dunkler Schopf war über einen aufgeschlagenen Folianten geneigt. Von der Türschwelle aus betrachtete Julian sie eingehend. Die Feder setzte ihre bedachtsame, würdevolle Pro-

menade über die Seite fort. Es gelang ihm eben noch, das sanfte Kratzen ihrer Buchstaben über dem wilden Trommeln seines Herzens auszumachen.

Er lehnte sich gegen den Türrahmen, dieses Mal mit seiner unverletzten Schulter. »Ich habe es gestern gänzlich verpfuscht, nicht wahr? Sagen Sie mir, Lily. Wie bringe ich das wieder in Ordnung?«

Ihre Hand mit dem Schreibgerät verharrte. Ihre schlanken, eleganten Finger stellten behutsam den Federkiel in das Tintenfässchen zurück. Sie hob ihren Kopf ein wenig und bot ihm ihr bezauberndes Profil. Mittägliches Sonnenlicht, das durch das Fenster flutete, vor dem Lily saß, vergoldete die weichen Züge ihres Gesichts, betupfte ihre Wimpern mit einem Hauch von Bronze. Sie hatte die entzückendsten Ohren, die er jemals gesehen hatte, jedes eine zarte porzellanleiche Rundung, wie der Henkel einer Teetasse. So vollendet.

So zerbrechlich.

»Ist Ihnen gewärtig«, fuhr er fort, »dass es Männer gibt, die es ausnehmend begrüßen würden, mich tot zu wissen? Mächtige Männer. Unerhört wohlhabende Männer. Männer, die es sich leisten können, in Geduld zu verharren und die Dienste von gewissenlosen, gewalttätigen Häschern in Anspruch zu nehmen. Es ist mir gelungen, all jenen zu entwischen. Aber Sie ... so wahr mir Gott helfe, ich glaube, das wäre mein Tod.«

Sie blickte stirnrunzelnd auf das Wirtschaftsbuch, dann klappte sie es zu. Das Buch mit einer anmutigen Drehung ihres Handgelenks beiseiteschiebend, nahm sie einen sortierten Stapel Briefe aus einem Fach des Sekretärs.

Während sie die oberste Depesche öffnete, griff Julian nach einem Spiegel. Im Mayfair Stadtpalais der Chatwicks hingen

kleine Spiegel an den Türpfosten, die dort mit einem Band an einer Reißzwecke befestigt waren. Er drehte ihn so, dass die reflektierende Oberfläche zum Fenster zeigte. Einen Sonnenstrahl einfangend, drehte er sein Handgelenk hin und her, bis die Flut heller Lichtblitze Lilys Aufmerksamkeit erregte.

Die junge Frau blinzelte erstaunt und drehte den Kopf zur Tür. Kaum dass sie ihn erblickte, hoben sich ihre Lippen zu einem Willkommen heißenden Lächeln. »Oh Julian. Verzeihen Sie mir, ich hatte sie nicht bemerkt.«

»Guten Tag.« Er deutete eine galante Verbeugung an, durchquerte langen Schrittes den Raum und nahm ihre ausgestreckte Hand in seine, drückte sie leicht, mehr nicht. Als er ihre Finger losließ, war der Ausdruck auf ihrem Gesicht verwirrt, vielleicht sogar verletzt. Doch er wagte es heute nicht, sie zu küssen.

Sie zupfte ihn sanft am Ärmel. »Sie müssen sich doch nicht der Spiegel bedienen. Sie wurden für die Dienerschaft angebracht, nicht für Freunde oder Familie. Und Sie sind beides.«

»Ich mochte Sie nicht erschrecken.«

Julian fragte sich, ob sein Erschrecken über die grenzenlose Großherzigkeit der Chatwicks jemals aufhören würde. Seit er die Bekanntschaft mit Lilys Zwillingbruder Leo, dem verstorbenen Marquis von Harcliffe, gemacht hatte, war Julian in diesem Haus stets willkommen gewesen. Erst als ein Freund, später dann als ein angenommenes und geschätztes Mitglied der Familie. Sie wussten nichts über ihn. Wussten nicht um seine Herkunft, seine Abstammung. Kannten nicht einmal seinen richtigen Namen. Dennoch hatten sie ihn nicht ein einziges Mal wie jemanden behandelt, der dazu angehalten war, die Spiegel zu benutzen, anstatt einer Adligen auf die Schulter zu tippen, um deren Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Leo und Lily Chatwick waren ohne jede Frage ein einzigartiges Beispiel der Güte und Herzensbildung unter der gesellschaftlichen Elite. Nun war Leo tot, und Julian trug daran die Schuld. Lily war alleingelassen, und auch das war sein Verschulden.

»Sie sehen entzückend aus«, gestand er ihr, als wenn es ein kleines Kompliment vermocht hätte, die Dinge ins Lot zu bringen.

»Danke. Sie sehen scheußlich aus.« Ihre braunen Augen glitten prüfend über sein Erscheinungsbild. »Schauen Sie sich nur diesen Überrock an. Früher passte er Ihnen mit maßgeschneiderter Perfektion, und jetzt hängt er Ihnen lose um den Leib.«

»Lady Lily, ich bin entschlossen, dies zum Dernier Cri der neuen Mode auszurufen. In der nächsten Saison werden sämtliche Gentlemen schlecht sitzende Jacketts mit zerrissenen Ärmeln tragen. Die Maßschneider werden mich verteufeln und mit Verachtung strafen.«

Lily schickte ihm einen nachdenklichen Blick. »Wir müssen reden.«

Da war er. Der Augenblick, vor dem er sich gefürchtet hatte. »Nun gut.« Er nahm sich einen Stuhl mit Armlehne und stellte diesen vis-à-vis von ihr auf, eine Position, die es ihr erleichterte, ihm von den Lippen abzulesen.

»Nein, nicht hier.« Sie legte das Bündel Briefe in das Fach zurück, schob es zu und verschloss es sorgsam mit einem kleinen Schlüssel. Dann griff sie nach ihren Handschuhen und sagte: »Lassen Sie uns in den Park hinausgehen. Es ist ein zauberhafter Nachmittag.«

Julian zögerte. »Wahrlich, ich wähne mich nicht in der Ver-

fassung, mich den Blicken der Öffentlichkeit preiszugeben. Und ich sollte ...«

Seinen Einwand übergehend, flocht sie ihren Arm durch seinen. Sogleich verbot er sich jeden Widerspruch.

Es war in der Tat ein zauberhafter Nachmittag, sann Julian, als sie in die kühle Luft des späten Oktobertages traten. Es war jene seltene Zeit im Jahr, zu der die Luft in London wahrhaftig kühl und frisch anmuten konnte, statt klamm vor Feuchtigkeit oder diesig vom Schmutz und Ruß zu sein. Ein klarer Himmel wölbte sich über den Reihen prächtiger Stadthäuser und dem Park, den jene säumten. Die Sonne schwebte hell und gelb am Firmament, verlieh der Welt darunter eine markante Kontur. Jede Kante glitzerte; jede Fläche aus Glas reflektierte blau. Und er schlenderte Arm in Arm mit Lily.

Ja, in der Tat. Ein zauberhafter Nachmittag. Gottverdammnt herzerreißend schön.

Kaum dass sie das Tor zum Park durchschritten, stand Julians Entschluss fest, die Angelegenheit unumwunden zu klären. Sie fanden eine leere Bank und setzten sich jeder an ein Ende, damit sie ihre Gesichter einander zuwenden konnten.

»Es tut mir leid, was die letzte Nacht betrifft«, hob er an. »Oder, genauer formuliert, der heutige Morgen.«

»Das sollte Ihnen auch leidtun.«

»Was ich tat, war ... gewissenlos. Sie haben mein Wort, dass etwas Derartiges nie wieder geschehen wird.«

»Ich will es hoffen.«

In einer anderen Situation, mit einer anderen Dame, hätte die Bereitwilligkeit ihrer Zustimmung seinem Stolz gewiss einen nicht gelinden Knacks versetzt. Sie beide waren indes des Öfteren einer Meinung, er und Lily. Er redete sich ein, dass die-

se rasche Einmütigkeit ein gutes Zeichen sei. Ernüchternd und erniedrigend, aber dennoch ein gutes Zeichen.

Er fuhr fort. »Es entzieht sich meiner Kenntnis, was mich umtrieb, mir derartige Freiheiten herauszunehmen. Ich kann es einzig dem Schlafpulver zuschreiben, verbunden mit meinem Zustand äußerster Erschöpfung, und ich ...«

Mit ihrer erhobenen Hand gebot sie seinen Worten Einhalt.
»Warten Sie. Wovon reden Sie?«

Er machte eine Pause, mit einem Mal war er verunsichert.
»Wovon reden Sie?«

»Sie können sich unmöglich für jenen Kuss entschuldigen wollen?«

»Ich ... ich kann nicht?« Wollte sie nicht, dass er sich für den Kuss entschuldigte? Sie konnte sich diesen Kuss keinesfalls ersehnt haben. Und ihn noch weniger genossen haben. Oder doch? Die bloße Möglichkeit schickte unbesonnene, vernunftwidrige Funken der Hoffnung durch seinen Körper.

Sie machte eine abwinkende Geste. »Er war kaum der Erwähnung wert, geschweige denn einer Entschuldigung.«

Ganz recht. Lediglich zur Bestätigung: Die Hoffnung war unbesonnen und vernunftwidrig.

Nachdem er gleichsam zur Besiegelung seiner Demütigung kurz die Lippen zusammengepresst hatte, führte er aus: »Nichtsdestoweniger ersuche ich um Entschuldigung für mein Benehmen. Was ich getan habe, war nicht rechtens.«

»Sie waren nicht Herr Ihrer Sinne. Sie waren von dem Schlafmittel betäubt und schwerlich bei Bewusstsein.« Lächelnd setzte sie hinzu: »Und angesichts des Ohnmachtsanfalles, der Sie mitten in Ihrem Tun ereilte, bin ich ohnedies im Zweifel, dass jener Kuss positive Wirkung auf Sie erzielte.«

»Zum letzten Mal, ich wurde nicht ohnmächtig.«

»Oh doch.« Ihr Blick wurde ernst. »Sie erlitten einen Ohnmachtsanfall, Julian. Und wahrhaftig, Ihr Verhalten fordert eine Entschuldigung. Vermögen Sie sich vorzustellen, was Sie mir abverlangten? Im Dunkel der Nacht wurde ich aus dem Bett geholt und an die Tür gerufen, um Ihren reglosen Körper zusammengekauert auf einem Karren vorzufinden. Es war wie bei Leo, als wiederholte sich jene tragische Geschichte. Ich vermag es nicht, eine weitere Szene wie diese zu ertragen.«

Julians Herz krampfte sich ob seiner Schuldgefühle zusammen. »Lily ...«

»Wie viel Zeit ist vergangen, seit Leo verstarb?«

Er schickte ihr einen Blick, der Bände sprach. *Von allen Menschen sollten Sie diese Frage doch am allerwenigsten zu stellen haben.*

Es war keine Frage. Leo war von vielen geliebt worden, aber von niemandem so sehr wie von diesen beiden Menschen. Sie teilten einen Augenblick einvernehmlicher Trauer.

»Fünf Monate«, sagte sie. »Beinahe.«

»Vier Monate, drei Wochen und ein Tag.«

»Sie sagen es. Und wenn man Sie anschaut, sollte man meinen, es wären fünf Jahre vergangen. Sie durchstreifen die Straßen zu jedweder Tages- und Nachtzeit, entwickeln eine plötzliche Faszination für blutrünstigen Sport, jagen Schemen in dunklen Gassen. Und Sie sind ungemein ausgemergelt und blass geworden.«

Unversehens hob sie den Kopf und maß ihn, ihre Augen waren zu Schlitzeln verengt. »Mir drängt sich soeben ein Verdacht auf. Ich denke, ich weiß, wer ... oder besser, was Sie in Wahrheit sind.«

Sein Pulsschlag beschleunigte. Schweißperlen prickelten in

seinem Nacken. Trotz des grässlichen Aufbäumens in seiner Brust bemühte er sich, gelangweilt zu blicken. »Ach ... tatsächlich.«

Nach einem verstohlenen Blick nach rechts und links rückte sie näher. In ihren Augen blitzte der Schalk. »Sie sind ein Vampir? Habe ich recht?«

Julian entschlüpfte ein erleichtertes Kichern. Es bereitete ihm sichtliches Vergnügen, seinen Arm über der Rückenlehne der Bank auszustrecken – nicht ohne Willkür in Lilys Richtung – und sein Gesicht ins Sonnenlicht zu recken. Nach einem Augenblick hob er eine Braue. »Hier bin ich, ich sitze im hellen Tageslicht. Ich bin noch nicht zu Asche zerfallen.«

»Nein. Noch nicht.« Ihre Stimme wurde eindringlich. »Sie müssen damit aufhören. Sie müssen diese Suche aufgeben, ehe Sie ebenfalls den Tod finden.«

Julian rieb sich fahrig die Augen, dann ließ er seine Hand sinken. »Unmöglich.«

»Es ist nicht unmöglich. Allenfalls schwierig. Glauben Sie mir, ich verstehe Ihre seelische Befindlichkeit. Ich habe mich in Büchern und Papieren vergraben, Regelungen für die Übergabe des Grundbesitzes getroffen. Ich könnte die Verantwortung anderen überlassen, aber das tue ich nicht. Weil ich der Ablenkung bedarf, so viel Mühen es mir auch bereitet. Die Trauer ist eine Arbeit für sich. Eine langwierige, unbarmherzige Form der Beschäftigung.«

Es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, es so zu formulieren, aber sie hatte recht. Julian fühlte sich, als hätte er die vergangenen Monate damit verbracht, Gräben mit einem Teelöffel auszuheben. Indes war mehr an dieser Sache, als Lily vermutete.

»Es ist nicht allein die Ablenkung«, sagte er, bemüht, sein Ver-

halten so gut wie möglich zu erklären, ohne Einzelheiten zu enthüllen. »Ich brauche Antworten. Leo verdient Antworten.«

»Zuweilen finden sich keine Antworten.«

Ehe er widersprechen konnte, hüpfen zwei kleine Mädchen in weißen Schürzenkleidern an ihnen vorüber, sie hielten sich bei den Händen, ihre Flechten wurden mit Schleifen gebändigt. Ein pausbäckiges Kindermädchen folgte ihnen, einen winzigen Terrier an der Leine hinter sich herzerrend. Der Hund bedachte Julians Stiefel mit einem leisen Knurren.

Lily räusperte sich. »Ich hatte unlängst eine unerwartete Besucherin. Lady Norwich. Sie erinnern sich gewiss an die Dame.«

Der unvermittelte Wechsel des Gesprächsthemas ließ seinen Verstand Purzelbäume schlagen. »Glauben Sie?«

»Das hoffe ich doch sehr. Sie hatten eine Affäre mit ihr, im Sommer vor zwei Jahren. *Bevor* ihr Gemahl verschied.«

»Oh.« Eine missliebige Pause entstand. »Selbige Lady Norwich.« Mit geheuchelter Gleichmütigkeit erkundigte er sich: »Und was war der Anlass ihres Besuches?«

»Nun, Lady Norwich möchte, dass ich ihren Bruder eheliche, Mr. Burton.«

Er schmeckte bittere Galle im Mund. Zum Henker mit Maria Norwich. Es zeugte von schlechten Manieren, dass sie derart mit der Tür ins Haus fiel. Aber Hintergründigkeit war gewiss keine von Marias Stärken. »Das sagte Sie Ihnen in aller Offenheit?«

»Nein, natürlich nicht. Gleichwohl sehe ich keinen anderen Grund für ihre Aufwartung als den, den Weg für ihren Bruder zu ebnen. Sie erwähnte sonst nichts, worüber sich hätte plaudern lassen. Saß bloß da, steif wie ein Stock, und nippte an ihrer Teetasse.«

»Mir war nicht gewärtig, dass Stöcke Tee trinken können.«

Sie strafte ihn mit gestrengem Blick. Er erriet sogleich, dass sie sich wünschte, dieser Blick hätte mehr Kraft. Das Dilemma war, dass sich Julians Gedanken fortwährend auf ihre Mundpartie, auf Lippen und Zunge konzentrierten, wenn Lily in der Nähe weilte.

»Sparen Sie sich den Atem für solche Scherze«, tadelte sie ihn. »Ich weiß, dass Sie sie schickten, dass Sie ihr zumindest die Idee nahegebracht haben. Sie betätigen sich nicht zum ersten Mal als Kuppler.«

»Burton wird eine Grafschaft erben.«

»Ich bin nicht an Mr. Burton oder an seiner Grafschaft interessiert.«

Er beugte sich vor, nahm ihre Hände, die Lily sittsam in ihrem Schoß gefaltet hielt, in seine. Sie warf einen besorgten Blick zur Seite, doch er ignorierte es. Zum Teufel mit der Etikette, er war gehalten, sie von seinem Ansinnen zu überzeugen.

Er drückte ihre behandschuhten Finger mit sanfter Bestimmtheit. »Sie müssen heiraten, und das bald.«

»Auf gar keinen Fall. Ich trage mich nicht mit der Absicht, jemals zu heiraten.«

»Leos Erbe wird aus Ägypten eintreffen. Es kann nur noch wenige Wochen dauern.«

»Ja, und der neue Marquis ist mein Cousin. Zwar haben wir uns seit unserer Kindheit nicht mehr gesehen, gleichwohl bezweifle ich, dass der Gentleman mich aus meinem eigenen Haus werfen wird. Wer weiß, vielleicht ist er im höchsten Maße zufrieden mit der Situation, dass ich ihm den Haushalt führe, bis er heiratet, so, wie ich es für Leo getan habe. Und falls ein solches Arrangement für uns beide nicht akzeptabel ist, werde ich mir eine andere Bleibe suchen.«